

«Den eigenen Vater kennt man als Vater, ich kannte ihn nicht als Peter Marxer»

Portrait An der Buchmesse 2018 in Frankfurt wurde das Buch «Peter Marxer ... so, wie ich bin» vorgestellt. Das «Volksblatt» hat sich mit der Autorin und Herausgeberin Daniella Marxer darüber unterhalten.

VON ELMAR GANGL

Peter Marxer war eine facettenreiche Persönlichkeit. Die «öffentliche» Person ist durch unterschiedlichste Tätigkeiten vielen bekannt und vertraut. Die vorliegende Publikation zeigt Peter Marxer in einem sehr privaten Licht. Im Erzählten wiedergegebene Gespräche mit seiner Tochter Daniella Marxer bilden die Grundlage. Ergänzt durch kurze Texte des Historikers Christoph Merki und Quellentexte liefern sie ein individuelles Zeitdokument, dem sich die Tochter Daniella angenommen hat.

Volksblatt: Frau Marxer, Sie sind als Regisseurin bekannt. Nun liegt Ihr erstes Buch vor. Was waren eigentlich die Gründe für dieses Buch?

Daniella Marxer: Angefangen hat es mit meiner Mutter. Mein Vater hatte viele Geschichten auf Lager und meine Mutter hat vor Jahren schon gemeint, dass man diese Geschichten aufschreiben müsste. Und wie die Mütter halt sind - zäh - hat sie nicht lockergelassen. Mein Vater meinte dann, dass ich das machen solle. Ich habe lange überlegt, ob ich mich darauf einlassen soll. Nicht nur, weil ich noch nie ein Buch geschrieben habe. Ein Buch oder einen Film macht man ja nicht so nebenbei, sondern das bedeutet eine intensive Recherche, und in diesem Fall war das «Forschungsobjekt» mein eigener Vater. Aber dann hat es mich doch gereizt. Wichtig war mir dabei, dass ich freie Hand hatte, zumindest was die Form bzw. die Sprache anbelangt.

Ein Buch ist etwas ganz anderes wie ein Film. Wie sind Sie dies angegangen?

So anders war das nicht für mich. Dadurch, dass es für meine Mutter wichtig war, dass man meinen Vater hört, seine ihm eigene Sprache, habe ich wie an einem Dokumentarfilm gearbeitet. Konkret habe ich nichts über ihn geschrieben, dafür aber ganz viele Interviews aufgenommen. Diese waren natürlich nicht gleich druckreif, da alles im Dialekt gehalten war. Ich habe ihn einfach reden lassen und versucht, seine Sprache so gut wie möglich beizubehalten, selbst nach der Transkription ins Schriftdeutsche. Ich hatte also wie bei einem Dokumentarfilm den Originalton mit den Erinnerungen, die durch Kommentare bzw. kurze Texte von Christoph Merki eine historische, geschichtliche Ergänzung zu den angesprochenen Themen erhielten. Das Leben meines Vaters ist ja ganz eng mit der Geschichte Liechtensteins verknüpft. «Das Leben meines Vaters ist ja ganz eng mit der Geschichte Liechtensteins verknüpft.»

Wie ist es, ein Buch über den eigenen verstorbenen Vater zu machen? Nicht einfach. Wir begannen mit den Aufzeichnungen vor seiner Krankheit vor ungefähr vier Jahren. Mit



Vor der Buchpräsentation nächste Woche am Mittwoch hat die Autorin und Herausgeberin Daniella Marxer über die Arbeit für das Portrait über ihren Vater Peter Marxer ihre persönlichen Erfahrungen im Gespräch geteilt. (Foto: M. Zanghellini)

dem Fortlauf seiner Erkrankung wurde es schon schwieriger. Irgendwann wussten wir beide auch, dass es dem Ende zugeht. Wir haben dann viel über Persönliches geredet. Aber weniger für das Buch. Ich hatte glücklicherweise viele Tonaufnahmen. Nach seinem Tod, über den Kopfhörer seine Stimme im Ohr zu haben, lebendig und frisch, wie er etwas erzählt, aber nicht mehr da ist, das war schon schwierig. Mein Freund hat mich öfters tränenaufgelöst am Laptop arbeiten gesehen und mich gefragt, wie es mir gehe. Meine heulende Antwort war «sehr gut, passt alles, toll». Das war schon eine sehr spezielle Aufgabe. Es gibt ja den Begriff der Trauerarbeit, den ich eigentlich überhaupt nicht mag. Aber hier hat sich die Trauer mit der Arbeit am Buch verknüpft, und das Schreiben hat mir geholfen.

Was sind die eindrücklichsten Erinnerungen an die Arbeit?

Am Anfang ging es sehr holpernd voran. Meinem Vater war die Vorstellung, im Mittelpunkt zu stehen, peinlich. Er hat sich ja sein ganzes Leben lang nie in den Vordergrund gestellt. Ich habe ihm dann klargemacht, dass ich etwas über Liechtenstein aus seiner Perspektive erfahren möchte, seine erlebte Geschichte - und da hat er angefangen sich zu öffnen. Auf seine eigene Art, auch spitzbübisch mit Freude, kommentierte er die Geschehnisse. Das war schon sehr spannend, und auch sehr schön.

Den eigenen Vater kennt man ja nur als Vater, ich kannte ihn nicht als Peter Marxer. Und mit der Zeit, als er sich zur Gänze öffnete, ergab sich zwischen uns eine ganz spezielle Bindung. Einmal hat er mich gepackt und in den Oberarm geboxt, - das hat er immer gemacht, wenn ihm etwas wichtig war -, und hat mir gesagt: «Man muss reden, das ist ganz wichtig.» Ich habe das dann ins Buch übernommen: «Ich dachte immer, dass man das, was innen ist, am besten verschweigt und zudeckt und man am besten nicht darauf herumreitet, weil es sowieso keinen Sinn macht. Emotionen kann man nicht wirklich fassen, Emotionen kann man auch nicht kontrollieren, aber es nützt nichts, einfach so zu tun, als ob sie nicht existierten. Damit bekommt man sie nicht in den Griff. Sie sind dann wie ein Gespenst, das man nie los wird.»

Haben Sie dadurch Ihren Vater neu kennengelernt?

Er war sehr ehrlich. Das werden auch die Menschen, die das Buch lesen, erfahren. Und natürlich habe ich in ihm auch noch jemanden kennengelernt, den ich so nicht kannte, obwohl ich schon vieles geahnt hatte. Insbesondere Sachen, die nicht so gut waren in seinem Leben, haben mich tief berührt. Dadurch habe ich auch die eigene Familie und ihre Geschichte kennengelernt. Plötzlich sind mir Verhaltensmuster klar geworden. Das Schönste für mich waren aber seine Erzählungen über meine Mutter, wie er sie kennengelernt hatte und wie das Leben konnten. Er hat dabei immer übers ganze Gesicht gestrahlt.

Die aufgezeichneten Gespräche mit Ihrem Vater bilden also im Buch die Grundlage?

Ja, das war das Wichtigste. Alles andere sind Ergänzungen und Informationen zur Zeit, quasi dokumentarische Notizen.

Gab es auch Momente des Zweifels, oder des Verzweifels?

Oh ja, und wie. Oft. Man ist dann mitten in der Arbeit, in den hunderten von aufgenommenen Tondokumenten. Man hört sich durch, fragt sich, ob dieses oder jenes doch interessant wäre und was man wie zusammenfügen könnte. Bei den Gesprächen ist mein Vater vom Hundertsten ins Tausendste gekommen und es gab immer wieder Abschweifungen vom eigentlichen Thema. Natürlich waren auch Aufnahmen dabei, die nicht interessant waren. Teilweise auch Sachen, die dann viel Nachforschungen meinerseits bedurften. Er war sich ja diese Form von Erzählen nicht gewohnt. Ich habe meinen Vater oft gefragt, wie er sich damals fühlte, wie es ihm ging bei einer bestimmten Situation. Anfangs sagte er, dass alles kein Problem gewesen sei, fast schon so, als ob er sich schützen müsste, aber ohne Emotionen hinter Geschichten hatte ich Mühe zu schreiben. Fakten sind schon wichtig, aber ein echtes Erzählen, ein Erinnern geht darüber hinaus. Da gab es schon die Momente, bei denen ich mir gedacht habe, da kann ich nichts machen. Und dann wieder die Momente, wie z. B. über die Verfassung, wo es nur so aus ihm herausprudelte und alles super lief. Das war auch das Erste, was ich geschrieben habe. Mein Vater wollte wissen, wie das

Buch ausschauen wird. Ich habe ihm dann das Verfassungskapitel als Leseprobe gegeben, und er hat mich angegrinst. «Wir wollen Bürger und keine Untertanen sein» lautet der Titel und es fängt so an: «Die erste Verfassung von 1818 war nicht einmal das Papier wert, auf dem sie gedruckt war.» Das, was er mir über das Unternehmen erzählt hat, war am Anfang nicht so interessant. Auch wie er es erzählt hat. Das war ein Aufzählen, ein Aneinanderreihen von Fakten. So etwas zwar viel Gericht Bestand, aber in einem Buch ist das nicht so prickelnd. Als ich es ihm vorgelegt habe, war seine Reaktion: «Was ist denn das für ein Scheiss!!!»

Ich habe natürlich zurückgeschossen: «Dieser Scheiss kommt von dir!» Und dann hat er angefangen wirklich zu erzählen. Leider musste ich vieles davon am Schluss, bevor das Buch gedruckt wurde, wegen dem Anwaltsgeheimnis streichen. Eigentlich schade. Mein Vater hat die Entwicklung des Finanzplatzes über Jahrzehnte hinweg hautnah miterlebt und es war sehr interessant zu sehen, wie sich alles verändert hat. Am Anfang war ja alles fast wie ein Spiel. Es wurde zwar viel Geld verdient, aber es ging vor allem darum, etwas aufzubauen. Die Energie und die Freude, die dabei war, hatte fast etwas Kindliches an sich. So etwas gibt es heutzutage nicht mehr, egal in welcher Branche man tätig ist.

Wie geht es weiter mit dem Buch?

Nun ist es erschienen. Am 28. November gibt es eine Lesung im Kunstmuseum in Vaduz, die ich zusammen mit dem österreichischen Schauspieler Roland Jaeger halten werde. Ich freue mich schon sehr darauf. Ich bin gespannt auf die Reaktionen, auf die Menschen, die meinen Vater kannten. Ob sie ihn im Buch wiedererkennen. Und die, die ihn nur als öffentliche Person kannten, können ihn über das Buch kennenlernen.

Was nehmen Sie mit aus diesem Buch?

Ich habe über meinen Vater Liechtenstein kennengelernt. Ich kannte das Land aus meiner Sicht. Aber seine Sicht war eine ganz andere, das war echt spannend. Es geht um die Geschichte, 100 Jahre Liechtenstein anhand der politisch immer aktiven Familie Marxer. Ich selbst habe die Liechtensteiner immer als eher ängstlich empfunden, dieses «Das kannst du doch nicht sagen, was

denken dann die Leute?», habe ich sehr oft gehört. Aber wenn man so zurückblickt, waren sie alles andere als das, es gab auch Rebellen. Wenn man das heute liest, - ich denke da an die 20er Jahre und die damalige Verfassungsreform -, da lernt man Liechtensteiner kennen, die auf den Tisch hauen und sich nichts gefallen lassen. Das hat mir gefallen und ich denke, daran können wir uns ein Beispiel nehmen. Mein Vater spricht das Thema Angst im Buch auch immer wieder an, nicht nur in der Politik. Er war so froh, dass die Generation seiner Enkel, denen das Buch gewidmet ist, dieses Problem nicht mehr hat: «Sie sagen das, was sie denken und wenn ihnen etwas nicht passt, wird darüber gesprochen. Sie sind alle in einem anderen Umfeld aufgewachsen als ich, und in einer anderen Zeit. Heute ist für sie das Arbeitsleben zwar um einiges komplizierter, dafür aber sind sie frei.»

«Mein Vater spricht das Thema Angst im Buch auch immer wieder an ...»

Und die Erfahrung ein Buch zu machen - Anreiz für ein neues Projekt? Ja, und zwar sehr sogar. Ich habe ein Spielfilm-Projekt über Liechtenstein, für das das Drehbuch schon länger steht und das ich jetzt, nachdem ich so viel Neues erfahren habe, umarbeiten will. Es kann aber auch ein Roman daraus werden. Dadurch, dass ich die Sprache von meinem Vater wie eine Kunstsprache für das Buch über ihn übernommen habe, eigentlich wie wenn man seine Stimme noch hören würde, wäre es jetzt für mich spannend, meine Stimme, die verschriftlichte, kennenzulernen. Da hätte ich grosse Lust darauf. Diese Arbeit ist ausserdem viel bequemer als Filme zu machen (lacht). Dreharbeiten sind physisch wahnsinnig anstrengend. Das Schreiben ist zwar auch nicht gemütlich, es wühlt einen emotional auf. Man kann aber alleine am Schreibtisch sitzen, die Katze schaut zu und du schreibst, und niemand wartet auf dich oder hetzt dich und du musst keine spontanen Entscheidungen treffen. Du hast Zeit zum Überlegen, Zeit um in einen Gedanken zu versinken und dann auszuformulieren. Darauf hätte ich schon Lust.

«Peter Marxer ... so, wie ich bin»

- Was: Buchpräsentation und Lesung
- Wer: Autorin/Herausgeberin Daniella Marxer und der Schauspieler Roland Jaeger
- Wann: Mittwoch, den 28. November, 18.30 Uhr
- Wo: Kunstmuseum Liechtenstein, Vaduz